

Morgen kommt ein neuer Himmel

Bearbeitet von
Lori Nelson Spielman, Andrea Fischer

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 400 S. Paperback

ISBN 978 3 596 19635 7

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

Gewicht: 348 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Lori Nelson Spielman
Morgen kommt ein neuer Himmel

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Stimmengemurmel dringt durch das Treppenhaus hinauf, undeutlich, irritierend, fern. Mit zitternden Händen schließe ich die Tür hinter mir. Die Welt verstummt. Ich lehne den Kopf gegen die Tür und atme tief ein. Das Zimmer riecht noch immer nach ihr – nach Eau d’Hadrien und Ziegenmilchseife. Das Eisenbett quietscht leise, als ich mich darauf lege. Ein Geräusch, so beruhigend wie das Klirren ihres Windspiels im Garten oder der Klang ihrer sanften Stimme, wenn sie mir sagte, wie lieb sie mich hat. An dieses Bett bin ich schon gekommen, als sie es noch mit meinem Vater teilte, habe über Bauchschmerzen geklagt oder über Gespenster unter meinem Bett. Jedes Mal holte Mama mich zu sich unter die Decke, hielt mich ganz fest, strich mir übers Haar und flüsterte: »Morgen kommt ein neuer Himmel, mein Schatz, wart’s nur ab.« Und wie durch ein Wunder erwachte ich am nächsten Morgen und sah bernsteingelbe Strahlen durch die Spitzengardine fallen.

Ich streife meine neuen schwarzen Pumps ab und reibe mir erleichtert die Füße. Rutsche nach hinten und lehne mich gegen die gelben Kopfkissen mit dem Paisleymuster. Dieses Bett werde ich behalten, beschließe ich. Egal, wer es haben will – es gehört mir. Auch dieses edle, alte Brownstone-Haus wird mir fehlen. »Das ist so robust wie Großmama«, hat meine Mutter gerne über ihr Heim gesagt. Doch für mich war kein Haus, kein Mensch jemals so zuverlässig wie Großmamas Tochter, meine Mutter Elizabeth Bohlinger.

Plötzlich habe ich eine Idee. Ich blinzele die Tränen weg und

springe aus dem Bett. Sie hat die Flasche doch irgendwo hier oben versteckt, das weiß ich genau. Aber wo? Ich ziehe die Tür des Wandschranks auf. Blind tasten meine Hände zwischen der Designerkleidung umher. Ich zerre an den Seidenblusen, die sich wie ein Theatervorhang teilen. Da liegt sie im Schuhregal, wie ein Baby in der Wiege: eine Flasche Krug Champagner, die die letzten vier Monate im Kleiderschrank verbracht hat.

Kaum halte ich sie in den Händen, überfallen mich Schuldgefühle. Dieser Champagner gehört meiner Mutter, nicht mir. Sie hat sich die unverschämte teure Flasche geleistet, als wir von ihrem ersten Arzttermin nach Hause kamen, und sie umgehend versteckt, damit sie nicht mit den anderen Flaschen im Keller verwechselt würde. Sie sei ein Symbol der Hoffnung, hat meine Mutter erklärt. Wenn man ihr am Ende der Behandlung bescheinigte, dass sie gesund wäre, würde sie den teuren Champagner zusammen mit mir öffnen, um das Wunder des Lebens zu feiern.

Ich knibbele an der Alufolie und beiße mir auf die Lippe. Ich kann ihn nicht trinken. Die Flasche war für einen feierlichen Anlass gedacht, nicht für eine trauernde Tochter, die zu labil ist, um das Beerdigungsgessen durchzustehen.

Ich entdecke einen anderen Gegenstand, er muss hinter der Champagnerflasche versteckt gewesen sein. Ich hole ihn heraus. Es ist ein schmales rotes Büchlein – ein Tagebuch, vermute ich –, zugebunden mit einem verblichenen, gelben Bändchen. Der Ledereinband ist rissig und abgegriffen. *Für Brett*, hat Mama auf den herzförmigen Geschenkanhänger geschrieben. *Bewahr es auf für einen Tag, an dem Du Dich stärker fühlst. Heute trinke ein Glas auf uns, mein Liebling. Was waren wir zwei für ein gutes Team! In Liebe, Mama*

Ich fahre mit dem Finger über ihre Handschrift, die nicht so regelmäßig war, wie man es von einem so schönen Menschen erwartet hätte. Es brennt mir in der Kehle. Auch wenn meine Mutter mir ein glückliches Ende versprochen hatte, wusste sie, dass der Tag kommen würde, an dem ich Hilfe bräuchte. Sie hat mir

für heute Champagner und für die Zukunft einen kleinen Teil ihres Lebens, ihrer persönlichen Gedanken und Grübeleien in Form eines Tagebuchs hinterlassen.

Ich kann nicht bis morgen warten. Ich betrachte das Büchlein, will lesen, was sie geschrieben hat. Am liebsten sofort. Nur ein kurzer Blick, mehr nicht. Doch als ich an dem gelben Band nestele, sehe ich sie plötzlich vor mir. Sie schüttelt tadelnd den Kopf. Ich schiele auf die Karte und bin hin- und hergerissen zwischen ihren Wünschen und meinen. Schließlich lege ich das Büchlein beiseite. »Dir zuliebe warte ich«, flüstere ich und hauche einen Kuss auf den Deckel.

Ein Schluchzen steigt in mir auf und durchbricht die Stille. Ich versuche noch, es aufzuhalten, aber es ist zu spät. Ich fange an zu zittern, schlinge die Arme um meinen Körper und vergehe fast vor Sehnsucht nach meiner Mutter. Wie soll ich bloß ohne sie weiterleben? Ich bin doch ihr kleines Mädchen.

Ich greife nach dem Champagner, klemme die Flasche zwischen die Knie und lasse den Korken knallen. Er schießt quer durchs Zimmer und trifft das offene Fläschchen Kytril, ihr Mittel gegen die Übelkeit, das auf dem Nachttisch steht. Klirrend kippt es um, die kleinen Tabletten kullern heraus. Ich sammle sie schnell wieder ein und denke daran, wie ich meine Mutter das erste Mal darum bat, sie zu nehmen. Sie hatte gerade ihre erste Chemotherapie hinter sich und gab sich mir zuliebe zuversichtlich. »Mir geht's gut, wirklich. Ich hatte schon schlimmere Schmerzen.«

Aber in der Nacht überrollte sie die Übelkeit wie ein Tsunami. Mama nahm die weiße Tablette und bat später um eine zweite. Ich blieb neben ihr liegen, bis das Medikament Wirkung zeigte und sie einschlafen konnte. Ich schmiegte mich an sie, in diesem Bett, strich ihr übers Haar und drückte sie eng an mich, genau wie sie es so oft mit mir gemacht hatte. Dann schloss ich voller Verzweiflung die Augen und flehte Gott an, meine Mutter gesund zu machen.

Er erhörte mich nicht.

Ich lasse die Tabletten in das Plastikfläschchen fallen, drehe den Deckel aber nicht zu, sondern stelle sie an den Rand des Nachttischs, nah ans Bett, damit sie gut drankommt. Aber ... meine Mutter ist ja nicht mehr da. Sie wird keine Tablette mehr brauchen.

Ich aber brauche den Champagner. »Auf dich, Mama«, flüstere ich, und meine Stimme bricht. »Ich war so stolz darauf, deine Tochter zu sein. Das wusstest du doch, oder?«

Es dauert nicht lange, da dreht sich das Zimmer, aber immerhin lässt der Schmerz nach. Ich stelle die Flasche auf den Boden und schlage die Daunendecke zurück. Der kühle Baumwollsaatinstoff riecht schwach nach Lavendel. Es fühlt sich dekadent an, hier zu liegen, abseits der Menschen, die sich im Erdgeschoss tummeln. Ich wühle mich tiefer in die Kissen, um noch einen kurzen Moment der Stille zu genießen, bevor ich wieder nach unten gehe. Nur noch eine Minute ...

Ein lautes Klopfen schreckt mich auf. Ich fahre hoch. Es dauert ein wenig, bevor mir klar wird, wo ich bin ... Verdammt, das Essen! Ich schieße aus dem Bett, will zur Tür und stolpere dabei über die Champagnerflasche.

»Autsch! Ah, so'n Mist!«

»Alles in Ordnung, Brett?«, fragt meine Schwägerin Catherine in der offenen Tür. Bevor ich etwas erwidern kann, kommt sie mit einem spitzen Schrei herein. Sie hockt sich vor den nassen Fleck und hebt die Flasche auf. »Mein Gott! Du hast einen Clos du Mesnil von 1995 umgekippt?«

»Zuerst habe ich das meiste davon getrunken.« Ich lasse mich neben sie sinken und betupfe den Perserteppich mit dem Saum meines Kleides.

»Du meine Güte, Brett. Diese Flasche hat mindestens siebenhundert Dollar gekostet.«

»Tja.« Ich rappele mich auf und schiele auf meine Uhr, aber die Ziffern sind verschwommen. »Wie spät ist es?«

Catherine streicht ihr schwarzes Leinenkleid glatt. »Gleich zwei. Das Essen wird gerade serviert.« Sie schiebt sich eine Strähne hinters Ohr. Obwohl ich sie um gut zehn Zentimeter überrage, fühle ich mich in ihrer Gegenwart immer wie ein ungestümes Kleinkind. Fast rechne ich damit, dass sie an ihrem Finger leckt und meinen Haarwirbel glättet. »Du siehst wirklich schlecht aus, Brett«, sagt sie und zupft an meiner Perlenkette. »Deine Mutter wäre die erste, die dir sagen würde, dass du dich trotz deiner Trauer nicht vernachlässigen darfst.«

Das stimmt nicht. Meine Mutter würde sagen, ich sähe hübsch aus, selbst wenn mein Make-up verlaufen wäre. Sie würde nicht sagen, ich hätte ein Vogelnest auf dem Kopf, sondern würde behaupten, dass meine langen kastanienbraunen Locken durch die Luftfeuchtigkeit krauser würden, dass meine aufgedunsenen, rotgeränderten Augen immer noch den seelenvollen braunen Augen eines Poeten glichen.

Ich spüre, wie mir die Tränen kommen, und wende mich ab. Wer soll jetzt mein Selbstbewusstsein stärken, da meine Mutter nicht mehr ist? Ich bücke mich nach der leeren Flasche, aber der Boden kippt und dreht sich. O Gott! Ich bin auf einem Segelboot, mitten in einem Wirbelsturm. Ich halte mich an der Bettkante fest, als wäre sie meine Rettungsleine, und warte, dass sich der Sturm legt.

Catherine neigt den Kopf zur Seite, betrachtet mich, klopft sich mit ihrem perfekt manikürten Finger auf die Unterlippe. »Hör zu, Süße, warum bleibst du nicht einfach hier? Ich bringe dir einen Teller hoch.«

Hier bleiben? Von wegen! Das ist das Essen zu Ehren meiner Mutter. Ich muss nach unten. Aber ich kann alles nur ganz verschwommen sehen und meine Schuhe nicht finden. Ich drehe mich um meine eigene Achse. Was suche ich noch mal? Barfuß stolpere ich zur Tür, dann fällt es mir wieder ein. »Ach ja, die Schuhe. Kommt raus, egal wo ihr euch versteckt!« Ich gehe in die Hocke und spähe unters Bett.

Catherine packt mich am Arm und zieht mich hoch. »Hör auf, Brett! Du bist betrunken. Ich stecke dich jetzt ins Bett, dann kannst du deinen Rausch ausschlafen.«

»Nein!« Ich wehre sie ab. »Ich muss nach unten.«

»Musst du nicht. Deine Mutter würde nicht wollen, dass du ...«

»Ah, da sind sie ja.« Ich finde meine neuen schwarzen Pumps und versuche, die Füße hineinzuschieben. Mann, in der letzten Stunde müssen sie um zwei Nummern gewachsen sein.

So gut ich kann, torkele ich durch den Flur, die Füße nur halb in den Schuhen. Die Hände ausgestreckt, um das Gleichgewicht zu halten, taumle ich wie eine Flipperkugel von einer Wand zur anderen. Hinter mir höre ich Catherine. Ihre Stimme ist streng, aber leise, als spreche sie durch zusammengebissene Zähne. »Brett! Bleib sofort stehen!«

Sie ist bescheuert, wenn sie glaubt, dass ich das Beerdigungessen ausfallen lasse. Es findet zu Ehren meiner Mutter statt. Meiner wunderbaren, liebevollen Mutter ...

Ich stehe oben auf der Treppe, versuche noch immer, meine geschwellenen Füße in die Barbie-Schühchen zu quetschen. Auf halber Höhe knicke ich plötzlich mit dem Knöchel um.

»Aua!«

Alle Gäste, die gekommen sind, um meiner Mutter die letzte Ehre zu erweisen, drehen sich zu mir um. Ich sehe entsetzte Frauen, die die Hand vor den Mund schlagen, und Männer, die mir erschrocken entgegen stürzen, um mich aufzufangen.

Wie ein Häufchen Elend lande ich unten in der Eingangshalle, das schwarze Kleid bis zum Oberschenkel hochgeschoben, ein Schuh fehlt.

Das Geräusch klappernden Geschirrs weckt mich. Ich wische mir den Speichel aus dem Mundwinkel und setze mich auf. Mein Kopf dröhnt und fühlt sich schwer an. Ich blinzele mehrmals und sehe mich um. Ich bin im Haus meiner Mutter. Gut. Sie hat

bestimmt ein Aspirin für mich. Ich merke, dass es im Wohnzimmer dunkel ist, Menschen huschen umher, stapeln Teller und Gläser in braune Plastikwannen. Was ist hier los? Dann trifft es mich wie mit einem Baseballschläger. Mein Hals zieht sich zu, ich lege die Hand auf den Mund. Der große Schmerz, das Leid und die Traurigkeit stürzen von neuem auf mich ein.

Ich habe gehört, ein langer Kampf gegen den Krebs sei schlimmer als ein kurzer, aber ich bin nicht überzeugt, ob das auch für die Hinterbliebenen gilt. Die Diagnose und der Tod meiner Mutter folgten so schnell aufeinander, dass es fast surreal wirkte, wie ein Albtraum, aus dem ich mit einem Schrei der Erleichterung erwache. Aber stattdessen wache ich viel zu oft auf, habe im Schlaf die Tragödie vergessen und bin gezwungen, den Verlust immer wieder aufs Neue zu durchleben, wie Bill Murray in *Und täglich grüßt das Murmeltier*. Werde ich je damit leben können, den Menschen in meinem Leben zu vermissen, der mich bedingungslos geliebt hat? Werde ich je an meine Mutter denken können, ohne dass sich meine Brust vor Kummer zusammenzieht?

Ich reibe mir die pochenden Schläfen, und verschwommene Szenen erscheinen vor meinem inneren Auge, erinnern mich an das demütigende Fiasko auf der Treppe. Am liebsten würde ich im Boden versinken.

»Hey, du Schlafmütze!« Shelley, meine andere Schwägerin, kommt mit der dreimonatigen Emma auf dem Arm zu mir herüber.

»O Gott!«, stöhne ich und schlage die Hände vors Gesicht.
»Ich bin so was von dämlich.«

»Warum? Meinst du, du bist die Einzige, die jemals zu viel getrunken hat? Wie geht's deinem Knöchel?«

Ich hebe eine Tüte mit größtenteils geschmolzenen Eiswürfeln von meinem Fuß und drehe ihn im Kreis. »Geht schon wieder.« Ich schüttelte den Kopf. »Der wird schneller wieder fit als mein Ego. Wie konnte ich meiner Mutter so was antun?« Ich lege die

Tüte mit Eiswasser auf den Boden und erhebe mich vom Sofa.
»Auf einer Skala von eins bis zehn, Shel, wie schlimm war ich?«

Sie winkt ab. »Ich hab allen erzählt, dass du unter Erschöpfung leidest. Haben sie mir abgekauft. War auch nicht besonders schwer, denn du sahst aus, als hättest du seit Wochen nicht geschlafen.« Sie wirft einen Blick auf die Uhr. »Hör zu, Jay und ich machen uns gleich auf den Weg, es ist schon nach sieben.«

In der Eingangshalle sehe ich Jay, der vor seinem dreijährigen Sohn kniet und die Arme von Trevor in eine grellgelbe Regenjacke schiebt, in der der Kleine aussieht wie ein Feuerwehrmann in Miniatur. Als seine kristallblauen Augen mich entdecken, quietscht er: »Tante Bwett!«

Mein Herz tut einen Hüpfen, und ich hoffe im Stillen, dass mein Neffe niemals lernt, das *R* auszusprechen. Ich gehe zu ihm und wuschele durch seine Haare. »Wie geht's meinem großen Jungen?«

Jay hakt den Metallverschluss an Trevors Kragen ein und richtet sich auf. »Da ist sie ja.« Wenn mein Bruder nicht die verätherischen Krähenfüße über seinen Lachgrübchen hätte, sähe er eher aus wie sechsundzwanzig als wie sechsunddreißig. Er legt den Arm um mich. »Ausgeschlafen?«

»Tut mir wirklich leid«, sagte ich und wische die verschmierte Wimperntusche unter meinem Auge weg.

Er drückt mir einen Kuss auf die Stirn. »Kein Problem. Uns ist allen klar, dass es für dich am schwersten ist.«

Damit meint er, dass ich von den drei Bohlinger-Kindern als einzige noch keine eigene Familie habe. Mama hat mir am meisten bedeutet. Mein Bruder hat Mitleid mit mir.

»Wir trauern doch alle«, sage ich und löse mich von ihm.

»Aber du warst ihre Tochter«, sagt mein ältester Bruder Joad, der gerade um die Ecke in die Eingangshalle kommt. Sein drahtiger Körper verschwindet fast hinter einem gewaltigen Blumenstrauß. Anders als Jay, der seine schütterten Strähnen streng nach hinten kämmt, rasiert Joad sich den Schädel glatt wie ein Ei, was

ihm zusammen mit seiner randlosen Brille das Aussehen eines hippen Künstlers verleiht. Er gibt mir einen Kuss auf die Wange. »Ihr beide hattet eine besondere Beziehung. Jay und ich hätten es ohne dich nicht geschafft, besonders zum Ende hin.«

Das stimmt. Als bei Mama im vergangenen Frühjahr Eierstockkrebs diagnostiziert wurde, überzeugte ich sie, mit meiner Unterstützung dagegen zu kämpfen. Ich war diejenige, die sie nach der Operation pflegte, die bei jeder Chemo neben ihr saß, die auf eine zweite, dann eine dritte Meinung bestand. Und als sich alle Experten einig waren, dass Mama kaum Chancen hatte, war ich bei ihr, als sie beschloss, die strapaziöse Behandlung zu beenden.

Jay drückt mir die Hand, seine blauen Augen glänzen vor Tränen. »Wir sind für dich da. Das weißt du doch, oder?«

Ich nicke und ziehe ein Taschentuch heraus.

Shelley kommt in die Eingangshalle, Emmas Kindersitz in der Hand, und unterbricht unsere stille Trauer. »Schatz, könntest du den Elefantenbaum mitnehmen, den meine Eltern geschenkt haben?«, fragt sie ihren Mann und wirft erst Joad, dann mir einen kurzen Blick zu. »Ihr wollt ihn doch nicht haben, oder?«

Joad weist mit dem Kinn auf den Blumenstrauß in seinen Armen, falls sie ihn übersehen haben sollte. »Hab selbst die Hände voll.«

»Ihr könnt ihn haben«, sage ich und staune, dass sich jemand Gedanken um eine Pflanze macht, wo unsere Mutter doch gerade erst gestorben ist.

Meine Geschwister verlassen mit ihren Angetrauten das Brownstone-Haus und treten in den nebligen Septemberabend, während ich in der Palisandertür stehe, wie Mama es immer tat. Catherine geht als letzte. Sie schiebt ein Hermès-Tuch in ihre Wildlederjacke.

»Bis morgen«, sagt sie und drückt mir einen rosafarbenen Kuss auf die Wange.

Ich stöhne. Als ob es nicht schon genug Spaß macht zu ent-

scheiden, wer welche Pflanze bekommt, wird am nächsten Morgen um halb elf das gesamte Vermögen unserer Mutter an ihre Kinder verteilt, wie auf einer Feier zur Verleihung des Bohlinger-Preises. In wenigen Stunden werde ich Geschäftsführerin von Bohlinger Cosmetics und damit Catherines Chefin sein – und ich bin alles andere als überzeugt, ob ich damit umgehen kann.

Die stürmische Nacht findet irgendwann ein Ende und weicht einem wolkenlosen blauen Morgen. Ein gutes Omen, finde ich. Auf dem Rücksitz eines Lincoln Town Car blicke ich durch die Scheibe auf das aufgewühlte Ufer des Lake Michigan und gehe im Kopf durch, was ich sagen werde: *Oh, ich bin überwältigt! Was für eine Ehre! Ich werde unsere Mutter niemals ersetzen können, aber ich werde mein Bestes tun, um die Firma weiter voranzubringen.*

Mein Kopf dröhnt, und ich schimpfe wieder mit mir, den verfluchten Champagner getrunken zu haben. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Mir geht es nicht gut – nicht nur körperlich. Wie konnte ich das meiner Mutter bloß antun? Und wie soll ich erwarten, dass meine Geschwister mich noch ernst nehmen? Ich hole den Kompaktpuder aus der Handtasche und betupfe meine Wangen. Heute muss ich gefasst und tüchtig wirken – wie eine Geschäftsführerin eben. Meine Brüder müssen spüren, dass ich mit der Verantwortung umgehen kann, auch wenn ich nicht immer in der Lage bin, mit Alkohol umzugehen. Werden sie stolz auf ihre kleine Schwester sein, die mit vierunddreißig von der Werbefachfrau zur Direktorin eines großen Unternehmens wird? Ich glaube schon, trotz des Debakels vom Vortag. Sie sind selbst in ihren Berufen erfolgreich, und, abgesehen von ihren Aktien, haben sie nur wenig mit dem Familienbetrieb zu tun. Shelley ist Logopädin und als Mama voll beschäftigt. Es ist ihr piepegal, wer die Firma ihrer Schwiegermutter führt.

Es ist Catherine, vor der ich Angst habe.

Meine Schwägerin, Absolventin der angesehenen Wharton